

gängen Vorrat nur drei Stück braucht — kurz, sie sind eigentlich die ideale Leibwäsche. Außerdem halten sie warm und verhindern zugleich durch ihr poröses Gewebe den Luftzutritt nicht. Darunter der Büstenhalter, darüber der Schläfer — und man ist schon fertig angezogen. Aber viele bevorzugen Hemd und Hose einzeln; bei dieser Zusammenstellung ist das Höschen jetzt oft unter dem Hemd, das weiß, rosa und türkisfarben, in Falten fällt und somit eigentlich die Rolle eines Unterkleides übernimmt. Viel Spitzenbesatz und -einfach besteht neben Hohlraumverzierung.

Mit voller Gleichberechtigung hat man die Nachthemden neben die Pyjamas eingestuft, ja, sie werden sogar von den meisten wieder bevorzugt, weil das Herausziehen von Hosenschnallen und Jacken sehr lästig ist. Ein kleiner Versuch der Verbesserung scheint das Anknöpfen oder Annähen der Hose an ein ärmelloses Leibchen zu sein, über dem dann erst die offene Jacke angezogen wird. Die praktische Einsteckhose bewahrt sich ebenso wie die Kissenhose. Die Hose ist noch oft mit Gummizug gearbeitet, aber auch schon hier schlägt die moderne geknöppte Hüftenpasse durch ihren anliegenden Sitz die anderen Modelle aus dem Felde. Wäsche, Zephyr oder Trikoline sind geeignete Stoffe für Pyjamas.

Die Mode hat die Nachthemden wohl am meisten beeinflusst, sie erreichen eine Länge bis zum Knöchel, bekommen den natürlichen Tailleneinschnitt durch ein hochsitzendes Gürtelchen und zeigen eine beträchtliche Stoffweite. Alles in allem eine starke Anlehnung an den beliebtesten Empirestil. Von den Kleidern hat man die geraden Capoteile und Schultertragen übernommen. Oester schümt man den Oberarm jedoch durch kleine Monom- oder Flügelärmel, die Verformbarkeit der Nachthemden ist nicht mehr Trumpf. Die Prinzesslinie verdrängt die Empirerform neuerdings etwas, reich geschmückt mit breiten, spitzen, runden oder viereckigen Spitzenpaspeln am Ausschnitt. Westeneinfälle und gekrümmte Revers tragen ebenfalls zum Schmuck bei. Zum Nachthemd gehört als Ergänzung für kühlere Tage das Bettjackchen, aus feiner Wolle gestrickt oder leicht gefüttertem Atlas geflickt. Man kann es aber auch aus gemusterten Seidenstoffen herstellen, die der Sygne halber, z. B. bei Krankheit und Bettlägerigkeit, wachbar sein sollten.

Niemals darf vergessen werden, daß bei der Wahl der Wäschestoffe wie bei der Kleidwahl die Farben den letzten Ausschlag geben. Denn Wäsche kann auch sehr unheimlich sein! Das Sicherste scheint es zu sein, man bleibt bei den alten erprobten Tönen: Sauffarben, Zartrosa, Weiß und Gelblichrosa. Die Zuhilfenahme von Blau und Grün ist und bleibt ein gewagtes Experiment.

Behandlung der Flaschen und Gläser vor und nach dem Einkochen

In den Gärten, auf den Märkten, in den Bäden locken die Früchte des Sommers in den kühlen Farben und dem beruhigenden Duft der Reife. Die Hausfrau muß Zeit und Geld planvoll einteilen, damit sie den Segen der einzelnen Monate ihrer Vorratskammer nutzbar machen kann. Sie weiß, daß Juli und August, ja auch der September noch vieles bringen, was in irgendeiner Form konserviert werden kann. Da heißt es immer wieder an die Vorbereitungen denken, die vielerlei Gläser, Flaschen und Krüge in Bereitschaft halten. Die Gefäße, die so köstlichen Inhalt aufnehmen dürfen, können gar nicht rein genug sein. Hier darf die Hausfrau zur Reinlichkeitsfanatikerin werden und muß strenge Kontrolle ausüben, falls andere als sie selbst dieses wichtige Werk vornehmen.

Die kleinen und mittleren Größen sind bei Einkochgläsern den „Kiefern“ vorzuziehen, da man nicht immer sofort Verwendung für den Rest aus angebrochenen Gläsern hat. Am Tage vor dem Einkochen wandern die Gläser in ein heißes Sodawasserbad, erhalten dann eine mehrmalige gründliche Spülung in warmem Wasser und müssen zuletzt so labellos getrocknet werden, daß sie ganz blank und ohne Fußeln sind. Man hat praktische Büsten für diesen Zweck, die die Arbeit sehr erleichtern. Wer ganz gewissenhaft ist, wird den Gläsern durch nochmaliges Ausreiben mit einem in etwas Weingeist angefeuchteten Leinentuch den letzten Sauberkeitsschiff geben und sie nun mit der Öffnung nach unten bis zum Gebrauch auf ein sauberes Tuch stellen.

Drei Worte

Worte kamen mit Geigen sein. Und wiegen mich in ihre Melodien ein. Und andere kamen mit Rosen groß, Und andere hatten Spielzeug im seidenen Schoß. Und gingen wie große Könige einher, Mit Gold und mit Purpur und Kronen schwer. Dahinter liefen drei Wörllein schacht, Die achteten nicht auf Glanz und auf Pracht. Sie schauten nicht vor und nicht zurück Und hatten ein seltsam Lächeln im Blick. Und als sie sprachen: „Ich liebe Dich“, Da streuten sie tausend Sterne über mich.

Max Jungnickel.



Für Obstfäße und kleines Beerenobst benötigen wir ein wahres Flaschenarsenal. Die Hausfrau hat alle alten Bestände sorgsam aufbewahrt und unterzieht nun die jeweils benötigte Menge der gründlichen Reinigung. Im Laufe des Winters haben sich vielleicht auf eine Anzahl von Weinschalen angesammelt, die den Bestand vermehren. Man läßt die Etiketten abheben, schneidet die Stanniolhülle ab und achtet darauf, daß alle klebrige Masse restlos entfernt wird. Eine Lösung von Essig und Soda ist das gegebene Reinigungsmittel für Flaschen. Durch tüchtiges Schütteln erzielt man tadellose Reinigung und Entfernung aller festhaftenden Reste. Das Flaschengefäß geht unter fließendem Wasser bis zur völligen Klarheit. Eine wichtige Etappe im Reinigungsprozeß ist das Abwaschen, denn wenn die Flaschen auch nur Spuren von Wasser enthalten, gefährden sie später ihren Inhalt. Auf dem Tische und in größeren Haushaltungen besitzt man häufig einen besonderen Holzständer für diesen Zweck, doch weiß sich die Hausfrau auch sonst mit Gläsern, großen Karaffen usw. zu helfen. Wichtig ist es, die völlig trockenen Flaschen noch auszuwischen, was man bequem im Sterilisationsapparat vornehmen kann, nachdem man die Öffnung für das entfernte Thermometer mit einem Korken geschlossen hat. Auf einen tiefen mit Wasser gefüllten Blechsteller stellt man nun eine kleine Schüssel mit den Schwefelsäuren, die unter dem Schutzbild des Apparates schnell entzündet werden. Jetzt nimmt man den Korken wieder heraus und hält die Flaschen einzeln auf die Öffnung des Apparates, bis sie ganz mit Schwefel durchzogen sind. Man muß sie rasch mit reinen Tüchern bedecken, damit der Schwefel nicht entweicht. Diese Arbeit darf natürlich erst kurz vor dem Einfüllen vorgenommen werden.

Sind Einkochgläser und Flaschen fertig zum Fortstellen, dann erhalten sie ein Etikett aufgeklebt mit Inhaltsangabe und Datum des Einkochtages. Bei einer größeren Anzahl von Flaschen und Gläsern mit gleichem Inhalt empfiehlt sich auch eine fortlaufende Nummerierung, die jederzeit eine Kontrolle des Bestandes ermöglicht. Flaschen und Krüge mit Obstfässen werden in der Regel stehend aufbewahrt. Sie verlangen ebenso wie die Einkochgläser einen ganz trockenen, kühlen, aber frostfreien Raum und Schutz gegen Licht und Sonne. Dient ein Schrank als Aufbewahrungsort, so muß er völlig geruchlos sein. Seine Tür soll des Nachts offen bleiben wegen der Lüftung. Man überzeuge sich von Zeit zu Zeit von dem guten Zustand der Vorräte. Im ersten Stadium des Verderbens kann oft der Inhalt noch gerettet werden.

Haben Sie Durst?

Sorbet, Fäbbs oder Johannisbeer-Kühle gefällig?

Ein kühlender Trunk ist Labfal an heißen Tagen! Aber die gewöhnlichen Getränke verlieren leicht an Reiz. Also Abwechslung schaffen! Kennen Sie Sorbet den köstlichen Kühltrank des Orientals? Man verwendet dazu frische Früchte, genau wie zur Bonole. Wirliche, Aprikosen, Kirschen und Walderdbeeren sind am geeignetsten. Für Kirschen-Sorbet werden die Früchte, etwa 500 g, zunächst gründlich gereinigt und eingelegt, fobann in 1 Liter Wasser, in dem 200 Gramm Zucker aufgelöst wurden, aufkochen und bei kleiner Flamme weichkochen lassen. Inzwischen 500 g reife Früchte mit den Steinen zerstoßen und durch ein Tuch pressen. Die geschmorten Kirschen müssen erhalten, dann gibt man sie in ein Porzellangefäß, am besten Porzellan, gießt die zerstoßenen Kirschen dazu sowie ein Glas Arrak und stellt auf Eis. Herrlich mundet

auch Erdbeer-Sorbet: 1/2 Liter frische Walderdbeeren und 1/2 Liter feingewürfelte Ananas-Konserve gut verrühren, 1/2 Teelöffel gestohene Vanille dazugeben und zusammen mit zwei Eierbechern voll Kirschgeist in zwei Liter abgekühlte Milch geben. Man fügt Zucker nach Geschmack hinzu (Sorbet soll nicht zu süß sein), läßt zugedeckt mehrere Stunden stehen und serviert in Gläsern. In jedes Glas einige gezuckerte Erdbeeren geben!

Wenn Sie sich die Sache ganz leicht machen wollen, dann stellen Sie einen Wein-Sorbet auf folgende Weise her: Zwei kleine Eßlöffel voll Fruchtessig beliebiger Art in die Gläser tun — hohe Gläser sind am besten geeignet — einen Eßlöffel Zitronensaft dazugeben und mit Rheinwein auffüllen. Einen kalten Schaumtrank mit Weißbier möchte ich Ihnen dringend empfehlen. Aus 250 g Zucker, etwas Wasser und dem Saft von zwei bis drei Zitronen kocht man einen klaren Sirup, der erhalten muß. Nun wird er mit einer kleinen Flasche Weißbier und ebensoviel recht kaltem Selterwasser gemischt.

Die ostpreussische Fäbbs ist auch nicht zu verachten. Hierzu wird leichtes, nicht bitteres Bier mit Milch tüchtig gemischt, gekühlt und zuletzt mit einem Schuß guten Cognak gekräftigt. Wollen Sie noch ein ausgezeichnetes amerikanisches Kühlgetränk kennenlernen? Es heißt Johannisbeer-Kühle und wird folgendermaßen zubereitet: Zu etwa 1 Liter Wasser gibt man ein halbes Glas Johannisbeer-Gelée. Mit dem Schaumschläger mischt man dies solange, bis das Gelée sich vollkommen aufgelöst hat. Dann noch den Saft von einer Zitrone hinzufügen und kaltstellen.

„Man nehme achtundvierzig Eier!“

Aus einem alten Familienkochbuch berichtet J. Faschinger-Hilf im D a h e i m (67. Jahrgang Nr. 41) allerlei Kuriositäten. Da heißt es u. a.: „Die Waage und Gewichte, mit denen unsere Urgroßeltern rechneten, waren der Schoppen — ein halbes Liter — und das Pfund zu zwei- unddreißig Lot — ein halbes Kilo; als kleinster Gewichtsteil wird bei uns das Quincentin, ein Viertel Lot, erwähnt, das noch heutiger Rechnung etwa vier Gramm beträgt. Auch unser Zeilmaß ist ein anderes als das der Urgroßeltern. Denn in welchem modernen Kochbuche dürfte wohl als Zeitangabe zu finden sein: „Ein oder drei Batter unser lang“, oder gar, wie es im Rezept einer „Citronen-Tart“ heißt: „Thue es zusammenkochen wie einen Öreg bei sieben Batter unser lang ungehebt.“

Wie sehr sich die ganze Lebensführung geändert hat, erkennt man an der Menge der empfohlenen „Krafft-Tarten“ und „Krafft-Breie“. Im 18. Jahrhundert war die Fleischkost noch nicht in dem Maße an der Tagesordnung wie jetzt. Man suchte sich mehr mit Eierspeisen kräftig zu ernähren. So sind auch in dem Buche „Tarten“ mit zwanzig und dreißig Eiern nichts Seltenes. Ja, ein Rezept zu einer „Biscuiten-Tart“ schreibt sogar achtundvierzig Eier vor.

Ein Lächeln entlockt uns, die wir Sterilisierungsapparat und Gasholp zur Hand haben, das beifolgende Rezept: Grüne Zwetschen, mirabellen, trauben und dergleichen einzumachen: Man nehme zu drei Pfund frischen 2 Pfund Zucker, aus wie frisch brunnener Wasser, laße es am Feuer sieden, alsdann schütte die Früchte in das siedende Wasser, und werfe salt darzu, gleich als wann man sonst eine Speis salzen wollte, darnach gebe wohl achtung so bald das Wasser mit den Früchten zu sieden anheben will, so muß man es zurück ziehen, damit sie nicht aufspringen, und lasse sie 2 Tag in diesem warmen salzwasser stehen, damit sie wiederum grün werden, hernach thue sie aus dem Wasser und siede sie in Zucker, welcher zuvor wohl geläutert und dick geloben sein muß, und siede sie 2 Tag nach einander, hernach in geschirrt wohl vernahrt, anfangs muß man sie nicht gleich zubinden, sondern offen lassen, sie halt ist, hernach ein paar Tag so stehen lassen und dann ein papier mit wasser feucht gemacht und daraufgelegt und dann oben wohl zugewunden und verwahrt, so wird es sich halten. Etwas heftig stehen hier dieser Zuckersicherung, so wird es sich halten“ gegenüber. Von Früchten scheinen kalten damals besonders beliebt gewesen zu sein: denn nicht weniger wie zehn Recepte geben an, wie man Quittenloß, -wein, -latwerg, -gellen, -mark und Quittenleisch“ machen könne.

Verantwortlich G. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. S a n g, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 26

Altena, den 14. Juli

1931

Suche die Seele Deines Kindes

Von Artur Brausewetter.

Das war eine selbst in unserer Zeit verwegenere Räuberromantik unerbörte Geschichte, die sich kürzlich in einem Villendorfer meiner Heimatstadt ereignete. Nacht für Nacht die schweren Einbrüche. Wohlorganisierte, planvoll ausgeführte Raubzüge, reich an Beute. Alles sprachlos. Wahrende Erregung. Nieberhaltene Arbeit der Polizei. Kein Ergebnis. Nicht einmal eine Spur.

Endlich. Bei einem Einstieg in ein großes Kaffeehaus, das erst vor einer Stunde die Gäste verlassen, faßt man die Bande.

Die Söhne angesehenen Eltern. Der eine unmittelbar vor der Kellereingang eines Gymnasiums, ein anderer Student der Technischen Hochschule, der seine Kenntnisse und hervorragenden Gaben auf dem Gebiete der Technik und Elektrizität in den Dienst seines Verdienstums stellt.

Aber auch kleinere, hübsche, frische Jungen dabei. Der eine ein zärtlich veranlagtes Kind, der Mutter Sonnenkinder. Abend für Abend ließ er sich von der Mutter zudecken, betete mit ihr sein kindlich frommes Nachtgebet. Und während sie ihn oben auf seinem Zimmer in Gottes Hut eingeschulmet glaubte, verließ er das elterliche Haus, begab sich auf seine nächtlichen Raubzüge.

Man fiel mit schmerzlichen Vorwürfen über die Eltern her, die obnehin auf das furchtbare Verbrechen waren, warf sich in die Brust: „Das wäre bei meinem Jungen unmöglich gewesen. Undenkbar!“

Genau so dachten jene Eltern. Nicht der leiseste Argwohn regte sich in ihren Herzen gegen ihre Lieblinge. Wie sollten sie auch darauf kommen, daß ihr Junge, der die besten Zeugnisse aus der Schule brachte, zu Hause wohlgepflegt und artig war, mit den Söhnen der ersten Familien treue Freundschaft pflegte — Abends für Abends das elterliche Haus verließ, Diebesgeschäfte verrichtete, um des Morgens froh und frisch in seine Schule zu pilgern.

Es ist nicht immer so? Werden wir nicht von denen getäuscht und hintergangen, von denen wir es zu allererst für möglich gehalten? Wer verschwindet eines Tages mit der gefüllten Geldtasche? Wer begeht die häufigsten Unterschlagungen? Doch nie der, dem der Chef aus irgend einem Grunde nicht traute. Sondern der, den er für unbedingt zuverlässig, gewissenhaft und treu erachtete.

Und das Ergebnis? Daß wir keine Ahnung von dem haben, was in dem anderen ist. Daß man verheiratet sein, in glücklicher Ehe leben, daß man Sohn und Tochter, Bruder, Schwester, Freund haben kann, aber ohne Ahnung, was in ihnen ist. Verhältnissvoll aber tritt diese Entfernung von Mensch zu Mensch, dies vollkommene Fremdsein in dem anderen in der Erziehung hervor.

Wie ungezählte Väter, mit den Oblieden, Sorgen und Kämpfen ihres Berufes Tag ein, Tag aus beschäftigt, haben von dem, was in ihren aufwachsenden Söhnen ist, nicht die leiseste Ahnung. Wie viel Mütter sind treu um ihre Kinder besorgt, leben und wirken für sie, während die Seele ihrer Tochter, ihres Sohnes innerlich Welt ihnen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt. Und wenn dann etwas geschieht, was sie nie möglich gehalten — dann haben sie ratlos, hilflos vor dem Unbegreiflichen.

Woher kommt das? Weil die Erziehungsgründlage und Erziehungsorgane auch der besten Väter und Mütter zu sehr auf das äußerliche eingestellt sind. Daß ihr Sohn verkehrt wird, einen einträglichen Beruf ergreift, daß ihre Tochter die rechten Manieren erhält, im Umgang mit an-

deren gefällt, das ist vielen Eltern die Hauptsache.

Gewiß, auch das muß sein. Für eine rechte Erziehung aber ist es immer nur das Technische, das Untergeordnete. Nicht ihr Inhalt.

Ihr Inhalt aber heißt: Suche die Seele Deines Kindes! Suche Kenntnis von dem zu erhalten, was in ihm ist! Denn nur dies kannst Du pflegen und entwickeln. Was ist Handeln in der Erziehung? Das gibt es gar nicht. Wie können wir unsere Kinder zu dem machen, was wir wollen, sondern allein zu dem, was sie wollen, d. h. was bereits in ihnen enthalten ist.

Deshalb gibt es nur einen Erziehungsgrundsatz: Suche die Seele Deines Kindes! Verfolge dich in sein Denken, Fühlen, seine Neigungen und Anlagen, als lebst Du in ihm!

Und dann gehe an die Arbeit! Oder vielmehr: Dann übe Deine Kunst! Denn es gibt keine größere Kunst und Künsteübung als eine rechte Erziehung. Die „königliche Kunst“ nannten sie die Alten.

Welche Kunst ist das? Die Gärtnerkunst. Beschränke Deine ganze Erziehung auf sie! Fördere, pflanze mit der Geduld und Kraft der Liebe die guten und edlen Triebe in Deinem aufwachsenden Kinde! Beschneide die schlechten und ungesunden! Suche die Seele Deines Kindes!

Dann bist Du ein Erzieher, der königliche Kunst übt. Dann wirst Du Freude und Glück in Deinen Kindern finden.

Deutsche Frauen jenseits der Grenzpfähle

Wenn die Reisefreudigkeit heute heißt: Deutschland zuerst, so ist das so unbestritten richtig, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Aber dann kommen Zeiten, in denen man wünscht, auch andere Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen, Bildungs- und Wachstums zu erwerben, die eine ungeheure Bereicherung des einzelnen und, in Arbeit umgesetzt, auch der Gesamtheit bedeuten können. Daß heute gerade auch Frauen, springlebensfähig den Puls der Zeit fühlend, fast immer nur um rein Ideelles bemüht, in fremde Länder gehen, ist eine recht allfällige Erscheinung geworden; daß sie alljährlich für einige Wochen ihr Vaterland verlassen, zur Erholung, und um zu lernen, d. h. in den meisten Fällen um ihre Sprachkenntnisse zu erweitern. Wie reisen diese Frauen im Ausland herum und wie wirken sie dort? Sie bewegen sich im allgemeinen nicht anders als andere kultivierte Frauen, und schneiden fast immer recht gut ab, soweit es sich um ihre äußere Erscheinung handelt. Sie pflegen weder schlecht noch unpassend angezogen zu sein, im Gegenteil! Das Bodencap und das „immerpraktische“ Univerfahütchen gehören einer nebelhaften Vergangenheit an.

Und trotzdem wünscht man seine Landsmännin draußen so oft anders. In welcher Beziehung? Woran scheitert sie? Sie scheitert nicht an ihren Unzulänglichkeiten, sie scheitert an ihren Vorzügen. An ihrem Bildungshunger, an ihrer Lernbegierde. Der Wunsch, viel zu sehen, ihren Sprachschak möglichst zu bereichern, läßt sie in eine Betriebsamkeit geraten, in eine Art von Internationalismus, den sie sofort wie eine Tarnkappe überstreift, und glücklich ist, wenn niemand darunter die Deutsche vermutet.

Ein peinliches und lächerliches Bestreben. Sobald die Grenze überschritten ist, wird möglichst kein Wort mehr deutsch gesprochen, man hält es für richtig, mit allen Hotelangestellten, die größtenteils Deutsch vorzüglich beherrschen, in der Landessprache zu verhandeln, auch wenn diese noch so mühselig geradebrecht wird, kurz, traurig als interessant wirkt.

man entwickelt überall einen herzlich unangenehmen Verneiner.

Wir verdrängen uns selbst unsere Position durch die fatale Art, die uns Wirbellose tragt. Es ist schließlich ein großer Unterschied, ob man die Landesangehörige irgendeines kleinen Balkanstaates ist, dessen Sprache keine internationale Geltung besitzt, oder die einer großen Kulturvolkes, von dessen Sprache man eigentlich annehmen darf, daß das gebildete Ausland sie spricht, und ganz besonders das Personal, das zu unserer Hilfeleistung da ist. Betrachten wir unsere Lernbegierde an den Bildungstätten des betreffenden Landes, in Theater, Vorträgen, Museen, machen wir unsere Sprachübungen mit gebildeten Tischgenossen — es gibt überall noch sehr geeignete Möglichkeiten. Doch auch hier Distanz. Wir mühen wir uns um niemand, lassen wir das Ausland, das dortige und das zufällig anwesende, ruhig an uns herankommen. Edelmütig wir lieber ein wenig blaßiert. Und vor allem verstanden wir uns mit einem Londoner Portier, einem Italiener, einem, einem französischen Zimmermann nicht in ihrer Sprache, sondern eben nur darauf, daß sie mit uns in unserer Sprache sprechen. Das erfordert die Achtung vor unserem Vaterlande und die Würde einer deutschen Dame.

Elisabeth Unverricht

Remarque und die deutsche Frau

Zu dem ersten Buch Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ war für uns Frauen wenig zu sagen, weil darin vorwiegend das Frontleben des deutschen Soldaten geschildert war, wofür uns durch die mangelnde Erfahrung die Möglichkeit der Beurteilung fehlt. Anders liegt die Sache beim zweiten Band „Der Weg zurück“, in dem der Verfasser den Versuch macht, das Nachkriegsleben zu gestalten, in dem er auch der deutschen Frau, oder sagen wir vorsichtiger der angeblich deutschen Frau, einen größeren Raum bewilligt. Die Anfangskapitel, in denen mit brutaler Realistik alkoholische und erotische Exzesse dargestellt werden, sind nicht wert, daß man sich ernstlich mit ihnen befaßt.

Mag es auch durchaus einer traurigen Wahrheit entsprechen, daß manche Frontkämpfer durch die jahrelange Ueberanstrengung ihrer Nerven und ihrer körperlichen Kräfte, durch den Mangel an Schlaf und Nahrung, durch die Ausichtslosigkeit ihres Schicksals so gemüht gewesen sind, daß ihnen jede Widerstandskraft fehlte, so handelt es sich dabei, auf das Ganze gesehen, doch um Ausnahmen, deren Verallgemeinerung in der Remarqueschen Form Irrtum und Ungerechtigkeit in sich schließt. Man könnte so etwas immerhin der Subjektivität des Verfassers zu gute halten, wenn der übrige Inhalt des Buches anders wäre; aber dieser erscheint durch die benutzte Zurückhaltung, durch die Methode „ich könnte ja noch ganz andere Dinge sagen, wenn ich nur wollte!“, noch gefährlicher.

Es ist eine starke Zumutung, wenn ein Verfasser seinen eigenen Lebenspessimismus zum Maßstab für die sittliche Verfassung eines ganzen Volkes macht und seine Gefalten dazu benutzt, um das mehrdeutige Bild seiner Signation auf verschiedenen Registern zu spielen.

Er gefällt sich in der Rolle Salomons: „Es ist alles eitel.“ Aber er hat ihn schlecht, hat ihn grundfalsch verstanden und muß sich lassen, daß er in seiner Weinerlichkeit mehr traurig als interessant wirkt.

Die Sache mit der Lola

Humoreske von G. Buetz

Die Lola ist keine Sängerin. Sie hat überhaupt nichts mit dem Theater zu tun. Auch der Film ist ihr völlig fremd. Sie träumt nicht einmal davon. Diese Lola ist nur ein frisches Mädel, das einen schicken Bubenkopf trägt, mit hüpfenden Sprüngen die vier Treppen von der elterlichen Wohnung herabsteigt, wenn es mit den Freundinnen des Sonntags spazieren geht. Eine schmalhüftige Blondine, die mit ihren neunzehn Jahren, würdevoll die Ledermappe unter den Ellenbogen geklemmt, zur Berufsarbeit zieht. Stets tanzt ein Spitzbubenlachen in ihrem netten Gesicht, und von der Hausfrau bis zur Rats-Aufwartung hat man sie gern im Hinterhaus. Lola ist nach aller Meinung „nett“. „Vor allem“, verkündet Frau Rat aus dem ersten Stock — und auf ihr Urteil gibt man viel, weil sie den angenehmen Titel hat — „vor allem“, sagt sie, „ist Fräulein Lola anständig“.

Und nun ist plötzlich die Sache mit der Lola da!

„Wie man sich doch irren kann!“ klagt Frau Rat. Die Meinung der Aufwartung geht dahin, daß das Mädel in schlechte Gesellschaft gebracht hat. „Denn was man einen guten Kern nennt, das hat sie.“

Doch Frau Rat winkt ab. „Liebe Rühle, was es ist, hält sich auch. Weiß man denn eigentlich Wäheres?“

Aber Frau Rühle kann nur aussagen, was die Hausmannsfrau ihr zugerufen hat.

„Wissen Sie, Frau Rat, sie steht so ganz aufgeregt den Kopf aus der Loge, suchst, wie sie das bei solchen Gelegenheiten immer macht, mit beiden Händen und ruft mir zu. Beschwören kann ich das, so deutlich habe ich das gehört! Sie ruft mir zu: Rühle, was sagen Sie denn nur? Haben Sie denn schon die Sache mit der Lola gehört? Na, ich, ordentlich zusammengefahren bin ich. Man hat das Mädchen doch gern gehabt. Ist's denn sehr schlimm, will ich fragen. Aber da kommt gerade jemand zu der Haustür herein und die Hedemann mußte in ihre Loge zurück.“

„Ja, ja, die Welt heute“, nicht die Frau Rat und berichtet, sobald sie in der Wohnstube angelangt ist, der angejahrten Tochter: „Was ich gesehen über die Lola von oben gehört.“

Doch Fräulein Marie zeigt sich gar nicht übertraf. Sie giebt die moqaren Schultern nur geringfügig hoch und spöttelt: „Ich für mein Teil habe Eure Lolafaszination für nie mitgemacht. Ich bitte Dich, schon diese auffallende Haarfarbe, da ich man doch gleich, was dahinter steckt!“

„Es wird eben nicht die richtige Erziehung gemessen sein“, ereifert sich Frau Rat. Den gleichen Standpunkt vertritt sie auch, als sie bald darauf Frau Becker aus dem zweiten Stockwerk trifft.

Die Dame hat es eilig, denn der Mann paßt ja nie auf das Jüngste auf, was er bei dem dritten Kinde nun doch gelernt haben könnte. Frau Becker will also schnell an der Tür der

ersten Etage vorbei. Doch als sie hört, daß mit der Lola aus dem vierten Stockwerk etwas im Gange ist, bleibt sie natürlich stehen. „Sowas!“ ruft sie aus. „Weiß man denn wer es ist?“

Fräulein Marie, die auch mit in die Korridortür getreten ist, zuckt mit den Spitzschultern, eine Bewegung, die ihr zur Gewohnheit geworden ist. „Ich bitte Sie, beste Frau Becker, mit einem Manne halten sich die modernen Töchter heute doch gar nicht mehr auf. Haben Sie denn dieser Lola ihren Lebenswandel nicht am Gesicht angesehen?“

„Sie hatte doch meist rote Backen.“ Frau Becker überlegt, ob sie nicht auch den Zug der Verworfenheit an der Lola entdeckt. „Die Kleider waren ja reichlich kurz. Es war mir manchmal peinlich, wenn sie so vor uns die Treppe hinauf ging. Ich sagte dann immer zu meinem Mann: ... Hier schweigt Frau Becker sie hat das vielgestoßene und impertinente Lächeln von Fräulein Marie gesehen.“

Becker wird doch nicht ...? Plötzlich hat es die junge Frau wieder sehr eilig, sie legt nur so die Treppen herab, und als Frau Hedemann eifrig den nicht sehr ordentlichen Kopf aus der Logentür streckt, ruft sie nur schnell: „Die Sache mit der Lola kenne ich schon“, worauf die Hausmannsfrau sich etwas gekränkt zurückzieht.

Nachher gibt es bei Beckers einen Krach. Die Stimme der Frau ist nun einmal nicht leise, zumal dann, wenn sie in Wut gerät. Und das ist heute reichlich der Fall. Die von der dritten Etage hören es mit an, wie Frau Becker ihrem Mann auf den Kopf zusagt, daß er etwas mit der Lola von oben gehabt hat.

Herr Becker beteuert, daß er nie mit der Lola etwas vorgehabt hat, er will es sogar beschwören. Aber gegen die Stimme der nun schluchzenden Gattin kommt er nicht mehr an. Sie hören es draußen genau, liegt doch nun auch die dritte Etage in der Korridortür.

Im dritten Stock moynen Welches. „Hörst Du es, Mann? Aber Männer, so bleib doch nur! Es ist immer gut, wenn man bei solchen Sachen einen Zeugen hat. Nachher war man es nur allein, wenn es weiter gesagt worden ist. Nicht wahr, Frau Rat?“

Frau Rat nicht energisch mit dem Kopf. Sie ist aufgeregt. Daher hat sie sich auch die Mühe gemacht, zu Welches hinaufzusteigen. Denn eigentlich hält sie sich sonst zurück. Welches ist doch nur Verführungssagen.

„Wie die Welt heute voller Unfittlichkeit ist!“ Herr Welches, was sagen Sie nur dazu? Und ausgerechnet in unserem Haus! Wo man den Becker doch auch für einen Ehrenmann hielt.“

Frau Welches kann nicht mehr antworten, lacht hat er sich in seinen Pantoffeln in das Wohnzimmer zurückgeklappt. Außer Versicherungspolice ist ihm im Leben alles gleich. Grundfährlich mischt er sich auch nicht in Dinge, die kein Geld abwerfen. Die weiblichen Vertreter der ersten und

britten Etage sind sich nach langer Aussprache darüber einig, daß Lolas Mutter auch nicht die besten Sitten gehabt haben wird. „Man kennt das doch“, erklärt eifrig Frau Welches, „wann siele der Apfel weit vom Stamm?“ Im Laufe des Tages weiß schon das Nebenhaus die Sache mit der Lola, dazu die Bäckerfrau gegenüber.

Gerade will die Frau Kälin, die gern gegen Abend etwas frische Luft genießt, bei der Hausmannsfrau noch weitere Erkundigungen über den bedauerlichen Fall einziehen. Zwar weiß man jetzt außer dem Becker schon noch zwei andere junge Leute, mit denen die Lola ein Verhältnis gehabt, und mit solch einer hat man sich bisher gegrußt! Natürlich sieht man sie nun nicht mehr.

Also gerade will die magere Dame in dem mauelgrauen Kostüm vom vorletzten Jahr mit der Würde, die ihr der Titel auferlegt, sich so ganz nebenbei nach der Schandallade mit dieser Lola erkundigen. Wer kührt da mit roten Backen und strahlendem Gesicht durch die Tür?

Die Lola! Die Kälin prallt vor so viel Abgebrühtheit ordentlich zurück; es bleibt ihr gerade noch Zeit, höflichsvoll den Kopf von diesem Wilde junger Verworfenheit fortzubringen.

Aber was geschieht in diesem Augenblick? Frau Hedemann wagt im Sonntagsstaat feierlich aus der Logentür, in den Händen einen Kiefenstrauch. Den drückt sie der jubelnden Lola in die Hand. „Fräulein Lola, ich wollte doch die Erste sein, die Ihnen Glück zu Ihrer Verlobung wünscht. See, sowas! So jung und denn den feinen Mann zum Bräutigam.“

Lola, das Mädel von neunzehn Jahren, bedankt sich in stürmischen Glück. Dann sagt sie die vier Treppen noch schneller empor als sonst. Kommt doch bald der Bräutigam, und da will sie doch aus dem Bürokleid sein. Man hört ihren febernden Schritt noch auf den Stufen, da sagt die Hausmannsfrau und schüttelt dabei anerkennend den Kopf: „Frau Kälin, was sagen Sie nur zu der Sache mit der Lola? Das Mädel kriegt einen bildhübschen und wohlhabenden Mann. Aber verdient hat sie es ja. Das muß selbst der Reich ihr lassen. Immer anständig, nichts zu tippen an ihrem Ruf, und schließlich eine Biene.“

Frau Kälin meint zu diesem Falle gar nichts. In ihrem mauelgrauen Kostüm helzt sie mit zusammengekniffenen Lippen aus der Tür.

„Na, sie hat ja nichts gesagt! Sie mischt sich ja in solche Dinge nicht. Sowas überläßt sie den Leuten wie der Becker und denen im dritten Stock. Diese Becker, ihren eigenen Mann so zu blamieren! Man muß sich überlegen, ob man mit ihr in Zukunft noch spricht. Von solcher Frau hat man ja nur Unannehmlichkeiten.“

Mit ein wenig wippenden Schritten verschwindet Frau Kälin aus der Straße in Richtung Rurftendamm.

Eine Plauderstunde mit Henny Porten

Von Hans Morgan.

Ein wundervolles Haus draußen in Dahlem, in der stillen, vornehmen Parkstraße. Ganz in Grün gebettet. „Dr. o. Kaufmann“ verrät ein kleines Schild am Eingang.

Hier wohnt Henny Porten. Sie steht auf der Veranda ... steht so da, wie wir sie aus hundert Filmen kennen; mit dem schönen, weichen Gesicht unter blonden Haaren, den hellen, klaren Augen, freundlich, deutsch.

Bädelnd streckt sie mit die Sand entgegen. Sie sind der erste Besuch, seit ich aus Riga zurück bin“, sagt sie. „Gestern bin ich gekommen.“

„Ist der neue Film fertig?“

„Noch nicht ganz. Noch einige Aufnahmetage hier. 24 Stunden aus dem Leben einer Frau“ heißt er und wird — wenn ich noch meinem eigenen Gefühl urteilen darf — sehr schön.“

Wir haben an dem Tisch auf der Veranda Platz genommen. Zwischen den Weiden der Bäume des Parks hindurch fallen die Strahlen der Sonne und malen goldene Tupfen und das Weiß der Decke. Das Mädchen bringt den Kaffee und geht wieder. Henny Porten schenkt ein. Dabei habe ich Gelegenheit, festzustellen, was ich bei jedem Besuch immer wieder von neuem beobachtet habe: Wenn es eine Frau

Grete R.

gibt, die durch und durch weiblich ist, dann ist es Henny Porten. Alle ihre Bewegungen sind ausgeglichen, anmutig und eine Freude für das Auge.

Nun sitzen wir uns gegenüber. „Rein Interview!“ lächelt sie. „Sie wissen, daß ich es nicht mag. Wir wollen plaudern ... aber ich möchte dabei nicht stets das Empfinden haben, daß jedes Wort, das man spricht, gedruckt wird.“

Es wird geplaudert. Von Zeiten, in denen es noch keinen Tonfilm gab, in dem Mimik, stummes Spiel noch die Leinwand beherrschte. Von Zeiten, in denen wir noch zusammen bei der alten Meister-Film waren ... ich als junger Dramaturg, sie als — Henny Porten. Das war 1916.

„Ja“, sagt sie nachdenklich, „das war eine schöne Zeit ... Erinnern Sie sich noch unseres köstlichen Arnold Rieck, der damals bei der Meßler lustige Filme spielte, bei denen wir uns schon im Kleider habloß lachten?“

„Und ob ich mich erinnere! Weichen Rr. 4.“ — in der Hauptrolle Arnold Rieck, der Berliner Komiker!

„Ja, und dann starb er plötzlich. Heute spricht kein Mensch mehr von ihm. Und in zehn Jahren ist vielleicht auch Henny Porten vergessen.“ Ich lache. „Das paßt gar nicht zu Ihnen, gnädige Frau. Ihr Name ist viel zu eng mit der Geschichte des deutschen Films, des Films überhaupt, verbunden.“

„Das mag sein. Ich gehöre ihm ja auch mit allem, was ich bin. Ich könnte mir den Tag, an dem ich nicht mehr filmen dürfte, gar nicht vorstellen. Es ist etwas Eigentümliches darum. Wenn ich daran denke, wie es früher war, ganz am Anfang! Eigentlich mehr eine Spielerei, wenn auch eine Spielerei, die ich mit meiner Schmeißler-Rolle zusammen mit hingebender Intensität trieb. Sie wissen ja, die Winde“ hieß mein erster Film — ein Filmchen, gemessen an den heutigen Leistungen des Films; es ging noch sehr theatralisch zu, man mußte viel mit Händen und anderen Körperteilen arbeiten, um sich dem Publikum verständlich zu machen. Später wurde es dann anders. In den Vordergrund kam die Fähigkeit des Gesichtes, alle Empfindungen und Gefühle menschlichen Seelenlebens auszudrücken. Und der Operateur lernte die Kunst, mit der Kamera alle Schalen dieser Fähigkeit so geistig aufzufangen, daß sie dem Publikum in fortwährender Unmittelbarkeit zum Bewußtsein brachten, wie sich auf der stummen Leinwand Schicksale abwickelten und Tragödien abspielten. Wie primitiv waren damals am Anfang noch die Mittel, mit denen wir arbeiteten, aber wie sehr waren wir auch dabei! Mit Leib und Seele. Und aus der anfänglichen Spielerei wurde ernste Arbeit, die Werte schuf, welche und über das Gegebene hinaus strebte.“

„War die Umstellung zum Tonfilm sehr schwer für Sie?“

„Gar nicht! Im Gegenteil, als ich zum ersten Mal im Filmatelier auch sprechen durfte mit der Gemisheit, das gesprochene Wort später im Kino wieder hören zu können, fühlte ich etwas von dem immer wieder entbehrten Publikum der Publikumswirkung in mir erwachen. Früher agierte man stumm, sagte irgend etwas, nur, damit man den Mund bewegte. Heute spricht man und kann sich doppelt in die Rolle hineinleben. Und hat das Gefühl: Die Sprache ist etwas Körperliches, das über die reine Bildwirkung hinaus geht. Sie zeigt dem Zuschauer, daß man nicht nur Figur, sondern Mensch ist.“

Darum hat Ihnen dann wohl auch die Doppelrolle in „Rohlsieles Töchter“ in der Vertonung besonderes Vergnügen bereitet?“

„Diese zwei grundverschiedenen Gestalten des Films waren mir von jeher aus Herz gemach. Dadurch, daß ich nun vermittels der Sprache die Charaktere noch prägnanter, noch plastischer gewissermaßen darzustellen vermochte, gewann die Sache einen neuen Reiz für mich. Sie hätten sich amüsiert, wenn Sie gesehen hätten, wie ich tagelang am dem Organ der Schalligen herumtobte, um es dem äußeren Bilde anzupassen. Ich habe meinen Mann noch nie so lachen sehen wie in jener Zeit.“

„Und was haben Sie in Zukunft vor?“

„Sie hob den Finger und drohte mir lächelnd zu. „Ich habe Sie im Verdacht, Sie denken an nichts anderes als an ein Interview.“

„Ein paar Zeilen nur ...“ gestand ich.

„Sie sind unverbesserlich. Im übrigen ist die Frage überflüssig. Was soll ich vor haben? Filmen selbstverständlich! Ich sagte Ihnen ja: Ich kann ohne Film nicht leben und gehöre ihm mit Haut und Haaren.“

„Und wir haben den Vorteil davon. So werden wir Sie jedenfalls noch recht oft sehen und hören können!“

Sonnenflug

Von Alexander v. Gleichen-Ruhm.

„Ist's zu spät? O, Gott. Ist's zu spät?“ Schon als er fortging, finstler, mit blutunterlaufenen Augen, mit zuckendem Mund, wäre sie ihm am liebsten nachgestürzt.

Was hielt sie wie angewurzelt? Welcher böse Geist, welcher Teufelszwang?

Der selbe Zwang, der selbe böse Geist, der ihr so bittere Worte eingab, eines bitterer als das andere. Wie Kiesel schlimmsten Hagelwetters waren diese Worte gefallen und hatten vernichtet, hatten verheert. Von seinen Lippen zischte es auf, zischte von ihnen zurück. Sie redeten fremde Sprache miteinander, wüdelten mit fremden Wäfen ungedacht herum, schlugen kurz und klein, zerstampften. Kläglich lag da das Glück, zertritten jede Erinnerung am Boden. Ihre Hände hatten sich zurückgezogen, als er leidenschaftlich danach greifen wollte und als er die eine in seine Gewalt bekam, lag sie schlaff, kalt, leblos in der Leinwand, die sich glühend und sehnend nach ihr ausstreckte.

Kurze Zeit darauf umfaßte seine Hand wohl das Steuer des Flugzeuges.

Er trat die Fahrt ohne Abschied an. „Fliegen ist nicht gefährlicher als fahren“, so lautete sein häufig gebrauchtes Wort und sie empfand tatsächlich bei seinen Flügen kein Bangen, mochten sie sich immer kühner und kühner gestalten.

Diesmal würde sie wohl Angst empfinden, wäre zwischen ihnen der Streit auch nicht ausgebrochen. Es brütete von einer unheimlichen Wetterstimmung in der Luft. Tugend einmal mußte sie sich entladen. Vielleicht trug diese Schwere und Schwüle der Luft viel Schuld an dem unheimlichen Charakter, der das Gespräch zum Streit geführt, häßliche Worte geäußert, häßliche Empfindungen gereizt hatte.

In der Stunde nach seiner Abfahrt, einer Stunde banger Unruhe, andauernder Reue, verflüchtete sich der Himmel wie vor einem Weltuntergang, sammelten sich Scharen und Scharen fliehender Wolken dunkel geballt, geheimnisvoll türmten sich, schnellsten empor, bis sie die Sonne packten — und es war, als sei die Sonne von Riesen hinabgeschleudert, denn es gab nur einen rötlich gelben, matt ängstlichen Lichtschein. Waren es schwelende Fackeln, von Unholden geschwungen?

Das Gesicht an die Scheiben gepreßt, denn ihre Knie zitterten so stark, daß sie nicht ins Freie konnte, sah Erna hinaus in die drohende Grausamkeit. Der aufkeimende Wind verortet ihr das Fenster zu öffnen.

Einmal hatte Rolf ihr erzählt, sein schönster Flug sei ein Wettflug mit einer Gemitterwolke gewesen, und er habe diese schwerfällige Wolke zum Schluß ausgelacht. Prachtvoll, so von der Nähe die Vorbereitungen zu sehen, die einst für Jochas Flammenprobe, für Jupiters Donnerkeil gesollten und denen sich jetzt Wissenschaft und Sport näherten. Das waren keine Wolken gewesen. Sie hingen in ihr. Er war doch groß, der Gatte, der Geliebte, der bis jetzt so stolze und glückliche Flieger.

Hatte es sie namenlos gereizt, ihn klein zu machen? Alle ihre bösen Worte zielten darauf. Sie hatte, was ihn ihrer Liebe und ihrer Macht entzog. Das war es. Eiferfucht, Eiferfucht auf das Fliegen, auf das Flugzeug, auf jeden Einzelteil der Maschine, die ihm wie ein Lebendiges zu willen war. Die er pflegte, die er kosenb betastete, die er mit feuriger Liebeskraft meisterte. Eiferfucht auf die phantastischen Volkengottinnen dort oben, in deren Bewunderung er sie vergaß, die klein und unbedeutend tief unten auf der Erde geblieben. Wie hatte sie mit ihm fliegen wollen. Aus Raune, aus Angst? fragte er dann lachend, und sie schüttelte den Kopf trohig wie ein Kind. Dann pfliff er ein Liebes und ging zum Start.

Lang glühte diese Eiferfucht schwelend in ihr, bis sie heute prasselnd losgebrochen war, die Flammen häßlich pfliff, so wie es jetzt in der Natur losbrach, häßlich pfliff.

Man konnte kaum atmen. Jetzt riß Erna das Fenster auf, es schlug zurück, dicke Eisstücke schmetterten herein. Die Scheiben krachten, barsten, klirrend fielen sie in Scherben. Und mit Grauen folgte ihr Herz der Gefahr des Fliegers, dessen Fahrzeug vielleicht im selben Augenblick eben so lausend, splitternd zerbrach, brennend in finsterner Glut, wie ein sich tot fallender Stern.

Zu spät! Sie konnte nicht mehr gutmachen, was sie gefehlt, kein Wort zurücknehmen. Jedes einzelne fiel ihr aufs Herz. Ohne Abschied — ins Gemitter hinein, vielleicht freudig aus Rurft nach ihr.

Das war kein gewöhnliches Unwetter. Benachrichtigt fuhr der Orkan einher, zog alte Bäume mit ihren Wurzeln heraus, schätzte mit Kieleszangen in Trübe, Dächer, Kamine — sein Totenfest! Das war sein Totenfest. Und er nannte sich einst ihren glückhaften Ritter. Sie hatte sein Glück zerbrochen, mit ihrer Eiferfucht zerstört. Diese törichte, launische Eiferfucht! Wie war sie in den Sommer ihrer jungen Ehe eingebrochen. Töricht, grundlos. Das Beginnen eines verdohten Kindes.

Wieviel wäre zu sagen, zu gestehen, gutzumachen — zu spät!

Tausend Leben für ihn, tausend Qualen, alles versprechen, alles verschenken — nur ein Blick, ein Wort noch — Hand noch einmal in Hand!

Das Unwetter zog davon so schnell es gekommen, leiser fehte der Regen ein. Zwei Hände legten sich auf die Schultern der verzweifelt am Boden Knienden.

Sie blickte auf, schnellte auf, verklärt — ihr glückhafter Ritter! „Ich habe gegögert“, sagte er. „Weil wir ohne Abschied auseinandergegangen sind. Dreimal war ich auf dem Weg zu Dir. Freunde überfielen mich, überredeten mich, die Zeit verging und als ich starten wollte, war das Wetter im Ausbruch. Ich wollte ankämpfen, vielleicht aus Trost, Brust an Brust mit dem Sturm. Der Streit zwischen uns tobte noch nach, machte mich trohig. Da brach das Wetter so plötzlich ein, daß jeder Aufstieg unmöglich war.“

„Gott sei bedankt!“, schluchzte Erna. „So ist es nicht zu spät! Verzeih mir!“

Ein Kuß schloß ihre Lippen. „Die Sonne scheint wieder“, rief er. „Komm, Erna, flieg mit mir ...“

Ihre Augen leuchteten auf. Eiferfucht, Raune, alles, was ihr kleines Köpfchen so schwer gemacht hatte, war verfliegen, verfliegen mit dem Gemittersturm.

„Ich komme mit, Rolf, gleich bin ich fertig.“

„Fröhlicher Sonnenflug“, rief er, als er am Steuer saß. „Was Törichtes da unten gesprochen ward, verhallt da oben in reiner Luft.“

Wie sieht die neue Wäsche aus?

Das Wort „Wäsche“ ist früher, für die Generation unserer Großmütter und auch noch unserer Mütter, der feststehende Begriff gewesen, den es überhaupt geben konnte. Zur Hochzeit bekam die junge Frau ihren „Wäschetrouseau“, wie es hieß, und dann war sie fast bis an ihr Lebensende mit allem Nötigen versorgt. Nach bestimmten Regeln waren Hemden, Beinkleider und die unzähligen Unterwäsche zugeschnitten, mit sehr viel Stoffverschwendung, mit kleinen Vermeiden und winzigen Ausschnitten. Derb mußte das Material sein, handgewebtes Leinen nach Möglichkeit, damit es eine lange Lebensdauer besaß. Wer damals gewagt hätte, seidene oder farbige Wäsche zu tragen, der wäre als überaus unmoralisch in Acht und Bann getan worden.

Nun, es hat sich alles gründlich geändert, aber wenn man denkt, sich heute wie vor ein paar Jahren eine Hemdhohe aus einem Taschentuch schneiden zu können, dann irrt man sich sehr. Die Zeit dieser billigen Wäse ist vorüber, denn die neuen Kleider verlangen auch neue Unterkleidung, da nicht nur ein ebenermäßiger Körper einen guten Sitz benötigt. Die Mode greift auch über auf die Wäsche und schafft eine veränderte Linie, glückliche Unterwäsche, meiste Nachthemden, Hemd und Socke in alter Trennung tauchen wieder auf. Natürlich muß nach wie vor das Material sehr dünn und leicht sein, um nicht aufzutragen: Crepe lavable, gebüelter Batist, kunstseidener Trikot, Bembergseide oder für den Sommer der billige und hübsche Baumwoll- oder Seidenstoffe.

Doch nicht alle Kleider sind lang geworden, es geht sogar das Gerücht, daß die Röcke für die Straße kürzer werden. Der neue Unterrock für sommerliche Abendkleider ist glücklicherweise geschnitten, sitzt mit einer Paffe eng um die Hüften und zeigt am unteren Rand einen breiten Besatz von gelblicher Spitze. Es ist also nicht mehr das übliche Unterkleid, das an Trägern über den Schultern hängt.

Für die engeren, unbedürftigen Tageskleider hat man die Hemdhohe beibehalten. Am besten im Aussehen und am angenehmsten im Tragen sind die Trikothemdchen, die in zahlreichen Ausführungen existieren. Sie geben vollständig dem natürlichen Körperbau nach, lassen sich bequem und schnell in Seifenschaum waschen, trocknen rasch, so daß man als